

einem anderen Patienten gegenüber zu erwähnen. Was sie mir auch mit treuherzigem Augenaufschlag versprach.

Und was muss ich jetzt aus ihrem Mund hören? »Frag doch mal den Peter Wehler. Der kennt sich mit so was aus.« Dabei deutet sie zu allem Überfluss auch noch zu mir rüber.

Doch bevor ich mich so richtig aufregen kann, unterbricht Ralf meine zornigen Gedanken: »Das war jetzt gerade ein Paradebeispiel für das Cocktailparty-Phänomen.«

»Für was?«, frage ich und zwingen mich, meinen Blick von der duseligen Doris weg- und wieder Ralf zuzuwenden.

»Cocktailparty-Phänomen. Weil man das bei Partys mit einer Menge Leute besonders eindrucksvoll beobachten kann. Jemand ist voll in ein Gespräch vertieft und für die Unterhaltungen um ihn herum praktisch taub. Und dann fällt irgendwo sein Name. Oder der seiner Frau, seiner Kinder oder von mir aus auch seines Hundes. Da wird er schlagartig hellhörig.«

»So wie ich jetzt gerade eben?«

»Genau. Und weißt du, woran das liegt?« Er wartet meine Antwort nicht ab. »Daran, dass unser Gehirn sämtliche Informationen, die es von den Sinnesorganen angeliefert bekommt, pausenlos daraufhin prüft, ob sie für uns gerade von Bedeutung sind. Nur die lässt es nämlich in unser Bewusstsein durch. Man geht davon aus, dass das vielleicht gerade mal ein bis zwei Prozent sind.«

Ich ziehe die Stirn kraus. »So wenig?«

Ralf nickt eifrig. »Eher noch weniger. Nehmen wir mal an, du fährst eine Straße entlang und kommst dabei an Hunderten von Autos vorbei. Rote Autos, blaue Autos, schwarze und weiße Autos. Meinst du, du könntest dann sagen, welche Farbe dasjenige hatte, das vor der Bäckerei stand? Kannst du natürlich nicht. Dein Gehirn hat das Aussehen dieses Autos so wie alles andere, was dein Seh-, Hör- und Geruchssinn aufgenommen haben, sehr wohl registriert. Aber eben als momentan unwichtig eingestuft und dein Bewusstsein damit verschont. Und das ist ja auch gut so.«

»Du meinst«, frage ich nachdenklich, »dass uns nur Informationen bewusst werden, die für uns gerade von Nutzen sind?«

»So könnte man sagen. Nur das erregt unsere Aufmerksamkeit, was unseren Erwartungen widerspricht, was bei uns eine Überraschung auslöst, was für uns neu oder kompliziert ist. Das gilt im Übrigen nicht nur für Sinneseindrücke. Denk doch mal ans Autofahren. Wenn du das neu lernst, musst du jede Aktion bewusst ausführen, musst etwa immer daran denken, beim Gangwechsel oder Anhalten auszukuppeln. Später, wenn du das Ganze beherrschst, betätigst du während einer längeren Tour möglicherweise mehrere Hundert Male Kupplung und Gangschaltung, ohne dass du dir darüber auch nur einen einzigen Gedanken machst. Bewusst wird dir die Schalterei erst, wenn vielleicht ein Gang klemmt oder die Kupp-



*Das Gehirn blendet alles Unwichtige aus.
Meistens ist das auch völlig in Ordnung.*

lung rutscht. Das hat den Riesenvorteil, dass du dich, solange alles funktioniert, mit deiner begrenzten geistigen Kapazität auf Wichtigeres konzentrieren kannst.« Er grinst breit. »Wobei du das mit der begrenzten geistigen Kapazität bitte nicht persönlich nimmst.«

»Natürlich nicht. Ist ja hoch spannend.«

Inzwischen ist Doris mit ihren Krücken zu uns an den Tisch gehumpelt und hat uns interessiert zugehört. »Das stimmt«, schaltet sie sich jetzt ein und rückt dabei ihre Brille zurecht. »Als wir noch keine Kinder hatten, haben mein Mann und ich ganz in der Nähe einer viel befahrenen Bahnlinie gewohnt. Rund um die Uhr ein Zug nach dem anderen. Tag und Nacht jede Menge Krach. Daran haben wir uns so gewöhnt, dass wir das permanente Geratter gar nicht mehr wahrgenommen haben. Man glaubt es nicht, aber wir haben dabei sogar tief und fest geschlafen. Dann kam das Kind. Und damit war es mit der Nachtruhe vorbei. Das Baby musste nur leise ›Bäh!‹ machen, schon waren wir hellwach. Obwohl das ›Bäh!‹ im Vergleich zu dem Eisenbahnlärm wirklich kaum zu hören war.«

Ralf nickt bestätigend. »Das Babygeräusch war für euch Eltern eben eminent wichtig. Hätte ja sein können, dass dem Kleinen etwas fehlt, dass es dringend eure Hilfe braucht. Dagegen konnten euch die Züge total schnuppe sein. Das wusste euer Gehirn gewissermaßen. Ist das nicht genial?«

Doris und ich stimmen nachdenklich nickend zu. Die Gesprächspause nutze ich, um Ralf Doris vorzustellen: »Ralf, das ist Doris Wittmann-Kluge. Sie ist Lehrerin – Chemie und Bio, glaube ich – und schon eine ganze Weile hier. Eine überaus verschwiegene Person.« Dabei sehe ich Doris mit hochgezogenen Augenbrauen vorwurfsvoll an.

Sie scheint sofort zu verstehen, worauf ich hinauswill. Und prompt überzieht sich ihr Gesicht mit einer durchdringenden Röte, die der Farbe ihrer kinnlangen Haare kaum nachsteht. »Tut mir leid«, wispert sie kaum hörbar.

Ich winke mit genervtem Augenaufschlag ab. »Schon passiert.«

»Und weswegen bist du hier?«, unterbricht Ralf den unerfreulichen Wortwechsel. »Haben dir deine Schüler ein Bein gestellt?«

»Umstellungsosteotomie«, antwortet sie und weicht dabei geradezu krampfhaft meinem Blick aus. »Wegen einer zunehmenden Kniegelenksarthrose.«

Ralf nickt bedächtig. »Hab mir schon so was gedacht. Wann war das?«

»Morgen werden es drei Wochen.«

»Darf man fragen, was das ist, so ein Umstellungsdingsbums?«, erkundige ich mich.

»Klar«, sagt Doris und fingert dabei an ihrer Brille herum. »Eine Operation, bei der die Beinachse korrigiert wird, um das Knie zu entlasten.«

Darunter kann ich mir zwar, ehrlich gesagt, nicht allzu viel vorstellen, frage aber nicht weiter nach und brumme nur leise: »Aha.«

Warum wir wissen, wo uns der Kopf steht

Jeden Nachmittag, so etwa ab 16 Uhr, können wir uns im Sekretariat der Klinik den Übungsplan für den nächsten Tag ausdrucken lassen. Der ist logischerweise von Patient zu Patient, je nach zugrunde liegendem Leiden, verschieden. Doch einen Programmpunkt haben wir alle gemeinsam: Wir müssen uns eine volle Stunde an den diversen Kraft- und Bewegungsgeräten in der »Muckibude« abmühen. Wobei die Übungen, die wir während dieser Stunde zu erledigen haben, natürlich wieder individuell unterschiedlich sind.

Ich steige gerade die Treppe zu dem großen Saal mit den Foltermaschinen hoch, als mir Ralf entgegenkommt. Sein Gesicht glänzt von Schweiß, sein T-Shirt könnte man auswringen.

»Sieht aus, als hättest du dich ganz schön verausgabt«, begrüße ich ihn.

Er nickt. »Tut mir ja im Grunde gut. An Bewegung hapert es bei mir nämlich ganz entschieden.«

»Geht mir, ehrlich gesagt, genauso«, murmle ich schuldbewusst. »Was aber nicht heißt, dass ich an den Foltermaschinen auch nur den Hauch von Spaß habe. Am meisten hasse ich das blöde Laufband zum Aufwärmen. Eine Viertelstunde stumpfsinnig vor mich hin zu traben, finde ich so was von öde. Alle paar Sekunden schaue ich auf die Uhr, aber du weißt ja selbst, wie das ist: Je mehr man sich wünscht, der nervtötende Scheiß wäre endlich vorbei, desto mehr zieht er sich in die Länge.«

Ralf grinst breit. »Ging mir bis letzte Woche genauso. Aber seit ich mir zu jeder Gerätestunde ein Buch mitbringe und beim Laufen darin